

Die Maistube

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 39.

Vorkroft, 6. Dezember 1925

Erste
jeden Sonntag

Himmelskundliche Blaude- reien.

Von Ad. E.

Nach D. Karstädt: Der gestirnte Himmel.

1.

Unsere Erde ein Stern.

Die Himmelskunde lehrt uns, daß unsere Erde ein Stern ist, daß alle Sterne ihre Geschwister sind. Wenn wir also das Leben der Sterne kennen lernen, dann erfahren wir auch, wie es einst auf Erden aussah, und wie die Erde sterben wird. Manche Sterne sind jünger als die Erde, manche älter, manche schon todesalt. Aus den Sternen also können wir das Schicksal unserer Erde und mit ihr unser eigenes Schicksal lesen.

Wie, diese schwarze, dunkle, große Erde sollte ein kleiner, funkelnder Stern sein?

Wenn wir auf einen Kirchturm oder sehr hohen Berg steigen, wie da die Menschen unten klein aussehen! Die Pferde sind kürzer, die Bäume wie Sträucher so niedrig. Steigen wir aber mit einem Flugzeug bis zu den Wolken, dann sind die Menschen nur noch schwarze Punkte, und sogar die große und breite Wolga ist nur noch ein kleiner, schmaler Streifen, ähnlich einem in der Ferne gesehenen Weg; die Kolonien aber sehen aus wie kleine Puppen-spielzeuge. Nun fliegen wir in Gedanken weiter empor, tagelang, jahrelang, hundert Jahre lang. Jetzt sehen wir unsere Erde so klein wie andere Sterne. Wenn wir wieder zurückfliegen, dann

wird sie allmählich größer und endlich so groß, wie wir sie immer sehen.

Flögen wir aber immer weiter einem Sterne zu, so würde der immer größer werden, je näher wir ihm kämen, zuletzt so groß wie die Erde, und viele Sterne gibt's, die sind viel tausendmal so groß wie die Erde. Sie sehen nur so klein aus, weil sie so himmelweit von uns entfernt sind.

Eine Reise zum Himmel.

Diese Reise wollen wir mit dem Leser in einem Luftballon unternehmen. Rasch trägt der uns hoch in die Höhe. Die Menschen da unten sind so klein wie die Ameisen, die Häuser sind kleine Schachteln. „Doch da naht eine Wolke! Das Luftschiff taucht hinein in ihren Dunstbereich und verschwindet ganz, bald aber erreicht es die einsamen, ewig klaren, sonnbeschienenen Höhen. Mit 11 tausend Meter (ungefähr 11 Werst) erreicht es die größte Höhe, zu der der Mensch bisher gelangt ist. Durch einzelne Wolkenlücken sieht der Luftschiffer ab und zu noch die Erde in neugieriger Ferne daliegen.“ Da oben sind die Luftschichten so dünn, daß sie keine Wolken mehr tragen können. Hier herrscht ewiger Sonnenschein. „Kein Unwetter, kein Blitz, kein Schnee und kein Regen stören dort das klare Schweigen.“

Es wird immer kälter, die Luft immer dünner. Die Sonnenstrahlen gehen hindurch und können die dünnen Luftschichten nicht genügend erwärmen. Daher wird es kälter und kälter. Ueber 11 Kilometer ist noch kein Luftschiffer emporgestiegen. Wir können daher nur in Gedanken weiterreisen. Das geht auch viel schneller. Im Nu haben wir den

Luftkreis verlassen, der ja nur etwa 60—80 Kilometer hoch ist. Das Blau wird immer matter, der Tag immer dunkler, obgleich die Sonne klar und hell scheint. Allmählich bricht bei hellem Sonnenchein die schwarze Nacht herein.

Wo ist das Himmelsblau geblieben? Das Blau war nur die Luft. Wir sahen von der Erde aus durch viele tausend Meter Luft; die hat eine bläuliche Farbe. Das Wolgawasser ist grün, ein Glas Wolgawasser aber erscheint farblos.

Wir befinden uns also im leeren, kalten, finsternen Weltraum. In den Himmel konnten wir nicht hinein; denn der ist gar nicht da.

Der Himmel das ist die schöne blaue Luft, in der wir uns täglich befinden. Wir sind mitten drin im Himmelsblau, mitten im Himmel.

Mein Nachbar Friz.

Von G. K.

(Schluß.)

„Un do hawe ich stille jisholn, hawe daß Mächen anjiaukt. Do hats grood sou jischmunzelt wie domo in meine Stuwe.“

„Mächen!“ soot ich, „wu wohnste denn?“ soot ich.

„Dort in dem klane Haische mit dr bloue Loode,“ antwortete es.

„Konnte meine Pfeere nich mehr hooln, han sich uf die Sinnerbeeine jistellt, hawe die Vaine luder jilooßen un hast sie nich jifähn, sou sichst sie, jings furt.“

„Bun die Zeit an wollts mich bai die Arwait nich klappen. Do soot mo mai Bruder saine Frau, die Liese (Jott jüb sie die Ruhe!)“

„Friz!“ soot sie, „mr meent häst Hairootsjidancken in Kopp!“ soot sie wenn ich was mach'n sollt un hotts vorgeffen. Un die hotts jitooten.

„Better Friz!“ sagte ich, „sagt mir doch, ob ihr die getriegt habt!“

„Gnuß nar mo do!“ sagte er ernst.

„Kannst wo nich woorten?“

„Dr Winter jing rum. 's jing ins Adern. Die Dugen sin immer bai mich.“

„Auch bei mir!“ wollte ich sagen, schluckte es aber hinunter.

„Ceimo, s woor in Maimonad, do woor soun schein Omend. Do mach ich mich uf n Bäg noh Borjard. Jähn Werste loufen! Do kannste dich denken! Wie ich boole an das Haischin mit die blaue Looden loom, sikt das scheinne Mächen muttersternalleeine do un knact Kein. „Soll ich vorrbai jeeihn oddr steeihn blaiben?“ denke ich. Ich soon dich, s Harze hat mich jiklopt wie n Hammr! Ich blaiwe steeihn.“

„Juden Omend!“ soohe ich.

„Schindant!“ soots.

„Hawe mich näwers jifägt un hawe gleich n unschuldiges Jispräch anjifang. Denn bin ich mit die Farwe rausjijang, hawe alles hoor un kleein vorzeeiht, auch das mit de Spiegel.“

„Und dann?“ sagte ich.

Das Kornstroh war verbrannt. Der Alte stellte die Ofentüre vors Ofenloch und sagte:

„Sou!“ Er startete vor sich hin, als sehe er was sehr weit von hier und fuhr fort.

„Den ganzen Sommr hindurch gehe ich Sonnabends hinüber nach Borjard.“

„Und dann?“ konnte ichs nicht mehr aushalten.

„Dann, im Dezember woors maine Frau, die Liese!“

Lang saßen wir da ohne ein Wort zu sagen. Die schönen blauen Augen stehen vor mir vor dem Alten wahrscheinlich auh. Da holte mein alter guter Friz ein'n tiefer Seufzer. Er kam tief da unten aus dem Herzen hervor, diefer Seufzer. Es war eher ein Stöhnen als ein Seufzer. Da wurde es mir auch weh ums Herze herum. Die blauen Augen gukten mich so treu an. Der alte Mann fuhr fort mit leiser Stimme:

„Unser Glück woor eich lange Nur ein Jozhr hott ich se, die Liese. Do is se hart krank jiworren un in n Monat woor se tot.“

Der Alte schneuzte sich und zwei Tränen standen in seinen alten ernsten

Augen. Ich hängte den Kopf, leid tat er mir, der Alte.

„Noch zähn Johr woor ich mit maine Brieber zusammen.“

„Jetzt versteh ich, warum ihr nicht mehr geheiratet habt,“ sagte ich.

„Das woor klug jiplaubert! Wu konnt ich hairoten, wenn ich hait noch immer die zweei scheeine Dugen vour mich hawe? Hawes ouch maine jude Liese, wie se ans Starben woor, hart un fest vorkprohen, keeine annere Frau anzuziehren. Und das hawe ich jihooln!“

Wieder lange sitzen wir stille beieinander. Einmal wars mir, als müßte ich meinem Alten um Hals fallen, so zog es mich zu ihm hin. Schließlich sagte ich:

„Wie kommt ihr aber in das kleine Häuschen mit den blauen Fensterläden?“

„Noch 10 Jahr lebte ich mit meine Bri der zusammen. Do is maine Schwiegermutter krank jiworrrn un jistorben. Ich steehn ans Beite un joohn:

„Jäbt mich das Haischin zum Andenten an maine Liese!“ Se hat mit n Kopp jnickt, un dr Otem jing aus. Do hawe ich das Haischin abjbrochen un, wie sie siehst, vordrengne maine letzte Dage in das oole Haischin, wu maine Liese drie jibouren is.“

„Aber warum sprecht ihr nicht gern beim Heizen und guckt immer so ernst in die Feuerglut?“ war ich neugierig.

„Das is sou: vour das Odenloch hat immer maine Liese jifotzen wie se noch Mächen woor. Worum ich in die Glut guute, jooft du? Ich guute do nin, wail ich die zweei Dugen do drin sähe!

Die Geschichte war aus.

Der Alte Friß schob mich zur Tür hinaus. Ich gehe nach Hause und die blauen Augen schweben vor mir her.

Das Schicksal wollte, daß ich meine liebe Heimat verlassen mußte. Komme nur selten nach Grabensfeld. Wenn ich mal zufällig hinfomme, gehe ich immer dort hin, wo einst, in alter grauer Zeit, das alte, baufällige Häuschen mit den blauen Läden gestanden hat. Bleibe auf der Straße stehen. Da erscheint mir im

Geist das Häuschen, als wäre es wirklich da. Sitze neben meinem Alten Friß auf weichem, weichem Kornstroh. Da guden wir schweigend in die Feuerglut. Und da erscheinen mir auch immer getreu die zwei großen schönen, blauen Mädchenaugen mit den langen, geogenen, schattenwerfenden Wimpern!

Und heute, nach 50 Jahren, wo ich die Geschichte meines Leben alten Freundes schreibe, stehen diese Augen wieder im Geist vor mir, sehen mich mit meinem Alten vorm Ofenloch auf dem weißen, weichen Kornstroh. Da zieht es mich mit Gewalt heim! S. R.

Literatur zur Geschichte der wolgadeutschen Kolonien.

Von D Schmidt

II. (Schluß)

Was v Rossas im Jahre 1773 üb.r die Wolgadeutschen schreib.

„Den 18. August 1773, abends, trat ich von Saratow die Rückreise nach Jarizyn an. . . .“

Westlich vom Karamysch wird die Gegend noch besser als das gegen die Wolga gelegene Land, und um etwas davon zu sehen, ging ich von Bobrowka *) längs dem daren fallenden Bach Splawnucha oder Splawnaja nach der Kolonie dieses Namens **), welche unter dem Kreishauptmann in Norka steht. ***) Die Einwohner derselben sind, so

*) Russisches Dorf in heutigen Kanton Balzer der Wolgadeutschen Republik.

**) Splawnucha oder Suf in heutigen Kanton Balzer auf der Karte.

***) Norka ist eine der größten wolgadeutschen Kolonien, gelegen im heutigen Kanton Balzer. Diese Kolonie gehörte — wie alle am Karamysch und seinen Nebenflüssen gelegenen deutschen Kolonien — zu den Kronskolonien, d. h. zu denjenigen Kolonien, die direkt von der Regierung (von der Krone) gegründet waren. Die Kolonien waren in administrativer Beziehung in Kreise (Distrikt) eingeteilt, welche unter der Aufsicht von Kronkommissaren oder Kreisoffizieren standen. In Norka hatte ein solcher Kreiskommissar seinen Sitz.

wie die meisten reformierten Kolonien, größtentheils gute Ackerleute *), aus dem Pfälzischen, aus der Pfalz und anderen Gegenden des Deutschen Reiches.

Sie haben fast seit Anlegung der Kolonie sich selbst mit Getreide versorgt, ja schon genug zum Verkauf gehabt und sich allerlei Bequemlichkeiten, auch gutgebaute Kornhäuser geschafft. . . Die Dschowka (ein Bach) war zu einer Mühle eingedämmt worden, weil sich aber das Wasser im Teich zu verderben anfang, so haben die Kolonisten selbigen abgelassen und die Mühle wegerissen. Der hiesige Vorsteher hat einige Weinreben, die aber heuer von Frühlingsfroste beschädigt worden waren.

Um mich einem Wege zu nähern, ging ich von hier nach dem russischen Dorfe Topowka. . . Erst vorgestern waren hier Räuber gewesen und hatten sich bei den Bauern nur mit Lebensmitteln versorgt.

. . . Gegen Abend erreichte ich die sogenannte französische Kolonie (Franzosen **) und blieb daselbst über Nacht. Diese Kolonie hat eine vorzügliche, schöne und fruchtbare Lage an weiten, angenehmen und holzreichen Gründen woraus die Slowla entspringt. Nur schade, daß dieses schöne Dorf nicht fleißigere und ernsthaftere Einwohner bekommen hat, als die zum Ackerbau größtentheils nicht gewöhnten Franzosen, von welchen es bewohnt wird. Unter selbigen befindet sich zwar ein sehr geschickter Hutmacher und ein vorzüglicher Hautlissfabrikant ***) , allein was können die auf einem Dorf und hinterm Pflug

*) Wie dem Leser schon bekannt ist hat v. Kallas im Anfang seines Aufzuges über die Wolgadeutschen behauptet daß unter ihnen „mehr nabranzholer Handwerker und Müsttagänger als gute Ackerleute“ gewesen seien. Huz sagte der das Gegentheil. Großrussische Schaubühnen haben sich bei ihrer Deutschenbege immer auf eitere Worte des Reisenden Kallas berufen. . .

**) Franzosen oder Russisch im heiligen Kanton Kamenska.

***) Hautlisse, spr. et. lit. — bedeutet soviel wie Weber-Fabrikant, der besondere Storie herstellt.

nützen? Es befindet sich hier ein Kreisoffizier, der die meisten Kolonien an der Slowla unter sich hat, wovon viele unter die durch den Direktor De Botte *) angelegten 11 Kolonien gehören, welche jetzt alle unmittelbar unter der Krone stehen.

Hier hatte ich wieder die gewöhnliche von Saratow nach Astrachan führende Landstraße oder den sogenannten Stanischnik erreicht, welchem ich bis Kamenska folgte. Nach einigen Wersten führt derselbe durch Tschanta oder die sogenannte Husarenkolonie, weil viele dergleichen abgedankte Kriegerleute unter den Einwohnern sind.

Seitwärts sieht man die nahe Kolonie Kapenka, und ein paar Werst weiter abwärts an der Slowla liegt die Kol. Kamenska, wo eine schöne katholische Kirche ist, bei welcher der Prior über die hiesige katholische Geistlichkeit, zur Zeit Herr Vater Müller, der den Ruhm eines exemplarischen und wackeren Mannes verdient, seinen Sitz hat. . . In den Kolonien Makarowka **) und Botshinoi *) soll es viele gute Tuch- und Zeugweber geben, welche allerlei Merten, auch Kamelotte zu bereiten geschickt sind, und den Wunsch regemachen, daß dergleichen Fabriken hier angelegt werden möchten. . .

Von der Kol. Bodanoi-Bujerat ***) ging ich über Schtscherbatowka****) nach Werchnaja Kufalinta****), welche auch die Holzkneiter Kolonie genannt wird, obgleich viele Einwohner aus der rheinischen Gegend sind.

Der in dieser Kolonie mit gutem Erfolg angefangene Weinbau hat mich zu dem genommenen Umweg verleit.

*) De Botte war einer der Privatunternehmer, die laut Verträgen mit der damaligen russischen Regierung Kolonisten an die Wolga stellten. De Botte und Genossen hatten auf der Bergseite am Oberlauf der Slowla und des Saranusch 11 Kolonien gegründet, die dann später auf Verlangen der Kolonisten an die Krone übergingen.

**) Deutzel und Krage im Kanton Kamenska.

*) Stephan im Kanton Kamenska.

**) Deutsche Dörfer im Kanton Kamenska.

Der Noach unter den hiesigen Kolonisten ist ein Winzer aus Menfingen am Rhein, namens Johann Philipp Beiler. Er hatte in zwei Gärten auf dreitausend Reben, die ihm verwickenes Jahr auf 20 Pud Trauben eingetragen haben. . . Er wässert seine Reben garnicht, obgleich sie auf ziemlich trockenem Boden stehen; und diesem ist es wohl, nebst der Salzlosigkeit des Erdreichs, hauptsächlich zuzuschreiben, daß die hiesigen Trauben, welche doch an Größe, Geschmack und Schönheit den Astrachanischen nicht gleichkommen, gleichwohl einen besseren Most geben, der, wenn man ihn, wie ich selbst versucht habe, stehen läßt, zu einem hellrothen, dem leichten französischen ganz ähnlichen Wein wird, und gegen den elenden Astrachanischen für Nektar gelten kann. Da man in Astrachan die üble Gewohnheit hat, die Weingärten ganz unmäßig zu wässern und oft die Rebenbetten fast zu Sumpf macht, so ist es kein Wunder, daß der Saft aus wässrigen Trauben an schleimigten und zuckerigen Theilen arm ausfällt und keine gute und geistige Gärung leisten kann. . . Der Bach Kukulinka, an welchem diese und bei der Mündung noch eine Kol. *) liegt, verliert sich weit von seinem Ursprung unter die Erde, kommt aber näher gegen die Wolga wieder heroor und macht fischreiche Pflügen.

Wein Weg war von dort auf (nach) Berchnaja Dobrinka (Dreispiß.) Diese Kolonie hat gegen den Bach zu einen breiten Grund, wo auch in trocknen Jahren alles Gartengewächs und Tabak sehr wohl gedeiht. Einige der hiesigen Einwohner fangen auch an, nach dem Beispiel des Winzers in Galsa sich auf den Rebenbau zu legen, und es wäre zu wünschen, daß alle unterhalb Solotoi Selo gegen die Wolga gelegenen Kolonien durch kleine Preise aufgemuntert würden, den Weinbau vorzüglich zu treiben, weil sie unter allen die vor-

theilhafteste Lage dazu haben. Ihre Landwirtschaft ist bergigt, die Höhen sind sonntigt und vortheilhaft gelegen an ihrer Oberfläche, nicht gar zu trocken und im geringsten nicht salzhalt. Es ist auch bemerkt worden, daß die Ländereien nahe um die Wolga eine viel mildere Lage als weit landeinwärts in der Steppe und an der Howla haben, sodaß wenn hier einige Gewächse erfrieren, dieselben mehrentheils an der Wolga wohlbehalten bleiben. Eben diese vortheilhafte Beschaffenheit scheint auch der Dmitrowsche Distrikt zu haben, so vieler zum Weinbau günstigen Gegenden um den Don nicht zu gedenken."

So weit der Reisende und Gelehrte v. Pallas über die wolgadeutschen Siedlungen aus dem Jahre 1773.

Neues aus Wissenschaft und Technik.

Künstlicher Regen.

Die Amerikaner haben einen Apparat zur künstlichen Erzeugung von Regen erfunden. Der Apparat stellt einen hohen Turm vor, auf dessen Spitze ein elektrischer Apparat angebracht ist, der starke elektrische Wellen (Schwingungen) erzeugt und die Luft ungefähr auf 25 Kilometer Entfernung nach allen Seiten hin elektrifiziert. Sind Wolken in der Nähe, so werden die Wasserdämpfe derselben durch die Wirkung der elektrischen Wellen kondensiert (verdichtet) und fallen als Regen herab. Doch erzeugt der Apparat auch selbst Wolken und verdichtet sie. Das geschieht dadurch, daß der Apparat starke Luftwirbel erregt, die die Luft mit ihren Wasserdämpfen in der ganzen Umgegend mit in die Höhe reißen. Die Luft, die an der Erdoberfläche sehr viel wärmer ist, als in den oberen Schichten der Atmosphäre, kühlt sich oben ab, die Wasserdämpfe verdichten sich und es entstehen Wolken.

*) Uk-Kukulinka oder Galsa im Kanton Kamenta.

Beträgt der Wirkungskreis des Regenapparats 25 Kilometer nach allen Seiten hin, so bildet das eine Fläche von 200.000 Hektar. Der Sowetbund hat eine landwirtschaftliche Fläche von 150 Millionen Hektar, also könnten 750 solcher amerikanischer Regenapparate unsere ganze Ernte von unserem Willen abhängig machen.

Die Elektrizität im Dienste der Landwirtschaft.

In Frankreich lenkt man gegenwärtig große Aufmerksamkeit auf die Anwendung der elektrischen Kraft im landwirtschaftlichen Betrieb. Die Elektrizität ist die billigste und bequemste Kraftquelle, besonders dort, wo „weiße Kohle“, d. h. Wasserfälle zum Betrieb der elektrischen Maschinen benutzt werden können. Ganz Frankreich wird gegenwärtig mit einem Netz von elektrischen Kraftzentralen überzogen, die ihre Kraft auf Leitungsdrähten in die entferntesten Dörfer senden.

Was macht der Bauer nicht alles mit Hilfe der elektrischen Kraft! Die Billigkeit der elektrischen Kraft (die Kilowattstunde kostet in Frankreich 6—15 Kopfen) verlockt geradezu zur Mechanisierung aller nur erdentlichen Arbeiten in der Landwirtschaft. Ein französischer Techniker hat eine große Tabelle zusammengestellt, in der er aufzählt, was man in der Landwirtschaft mit einer Kilowattstunde elektrischer Kraft machen kann: Mit dem elektrischen Pflug kann man 100 Quadratmeter auf eine Tiefe von 30 Zentimeter umackern oder 200 Quadratmeter auf eine Tiefe von 22 Zentimeter; man kann 140 Getreidegarben ausdreschen, 100 Säcke Getreide sortieren, 100 Kilogramm Hafer säen, 5000 Klgr. Rüben zerschneiden (als Viehfutter), mit einem besonderen Apparat 20 Kühe melken, 10.000 Klgr. Weintrauben auspressen, 90 Meter Holz in Scheite zersägen usw. usw., von der Beleuchtung gar nicht zu sprechen.

Es kommt noch so weit, daß der Bauer seine eigene Körperkraft fast gar-

nicht mehr anzuwenden braucht, wobei nicht zu vergessen ist, daß durch die rasche und reibende Arbeit der Maschinen viel Zeit gepart wird, die der Bauer zu seiner geistigen Entwicklung verwenden kann.

Die Elektrifizierung des Sowetbundes

Gen. Lenin hat die Anregung zu einem grandiosen Werk gegeben — zur Ueberziehung des Sowetbundes mit einem Netz gewaltiger elektrischer Kraftstationen. Schon im Jahre 1920, trotz unserer damaligen Armut, wurde eine besondere Kommission aus 180 unserer besten Techniker und Wirtschaftler gegründet, um den Plan der Elektrifizierung Rußlands auszuarbeiten und die Lösung W. I. Lenins: „Kommunismus ist Sowetmacht plus Elektrifizierung“ zu verwirklichen.

Nach dem Plan dieser Kommission (Gölro) sollten im Laufe von 10—15 Jahren in ganz Rußland 30 Rayonzentralen gebaut werden, die teils durch Wasserfälle, teils durch Dampfmaschinen betrieben werden sollen. Doch jetzt stellt es sich heraus, daß die allgemeine wirtschaftliche Lage des Sowetbundes so günstig ist, daß der Elektrifizierungsplan bedeutend erweitert und die Elektrifizierung beschleunigt werden kann, weshalb unsere Zentralregierung beschlossen hat, den Plan umzuarbeiten.

Mit dem Bau von 7 großen Zentralen ist bereits schon begonnen und einige davon sind schon zu Ende geführt („Krasny Otkabrij“, Kiselowsche und die Schaturazentrale bei Moskau). Außerdem hat sich das Netz unserer elektrischen Dorfstationen von 169 im Jahre 1914 bis auf 1000 Stationen erweitert.

Die Elektrifizierung unserer industriellen und landwirtschaftlichen Gebiete, der Ersatz der menschlichen und tierischen Kraft in der Wirtschaft durch elektrische, ist auch bei uns kein leerer Wahn mehr, sondern wird mit jedem Tag greifbarer. In nicht zu ferner Zukunft werden wir

sehen, wie unser Bauer ebenso die elektrische Kraft benutzen wird, wie der amerikanische und der französische Bauer. Dazu bedarf es nur eines einmütigen Zusammenarbeitens der Arbeiter und Bauern im Bunde mit der Wissenschaft.

Künstliche Erhöhung des Ernteertrags.

Die Wissenschaft hat neuerdings geradezu verblüffende Erfolge mit der Erhöhung der Ernteerträge der Kulturpflanzen zu verzeichnen. Man hat nämlich entdeckt, daß, wenn man Pflanzen und deren Samen durch besondere chemische oder physische Mittel anregt (stimuliert), sie schneller wachsen und reifen. So wurden von einem Gelehrten in Bulgarien (Prof. Popow) Saatkörner von Reis, Hafer, Weizen, Rüben u. a. mit Lösungen verschiedener chemischer Salze (Ammoniak, Kampfer, Magnesium, Mangan usw.) behandelt, gewissermaßen gäzt, wodurch der Ernteertrag um 50 Proz. erhöht wurde. Durch solche Behandlung, oder wie man sagt, Stimulierung, kann man mitten im Winter die schönsten Pflanzen ziehen.

In Kalifornien (Amerika) wurden frische Kartoffeln, ohne daß sie gelagert hatten, zu Stücken geschnitten und in eine schwache Lösung von Chilisalpeter (35 Gramm auf einen Liter Wasser) getaucht. Die Kartoffelstücke wurden am 23. Februar gesteckt und am 3. April konnten sie schon eingeerntet werden, während die gleichzeitig gesteckten, nicht stimulierten, Kartoffeln erst am 21. April reif wurden, also 3 Wochen später.

Die Lage der Bauernschaft in Deutschland.

(Schluß.)

Für die Dedung der Gemeindeausgaben wird er ebenfalls herangezogen und außerdem verteuern die indirekten Steuern auf alle Bedarfsartikel diese so, daß bald 15 Proz. seines Einkommens allein für indirekte Steuern draufgehen.

Um also überhaupt noch zahlen zu können, verkauft er einen Teil seiner eigenen — für die Familie bestimmten — Lebensmittel, so daß ihm das gefütterte Schwein häufig nichts nützt, denn es wandert gewöhnlich zum Metzger oder Händler. Kurz gesagt, der kleine Bauer gibt bis 40 Proz. seiner Einnahmen aus Ernte und Viehverkauf nur zur Bezahlung der Steuern.

Dieser Steuerdruck ist so stark, daß der Gerichtsvollzieher ein ständiger Gast ist, und Vieh, Ernte und schließlich die ganze Wirtschaft pfändet. In einigen Gegenden Deutschlands, so in Schlesien, in den Orten Nesselwitz, Twardawa und anderen haben die Kleinbauern den Steuerstreik durchgeführt. Die Folge war, daß die Regierung Polizei nach dort schickte und mit Gewalt den armen Bauern das letzte Vieh aus dem Stall treiben ließ. Die Bauern, die sich weigerten, die Steuern zu zahlen, wurden ins Gefängnis geworfen, ihre Existenz wurde zerstört.

Und diese Maßnahmen nur gegen die armen Bauern, während die Gutsbesitzer geschont werden und ganz geringe Steuern zahlen. Sie zahlen nicht mehr wie 15 Proz. Sie können eben ihr Einkommen bei dem großen Besitz den sie haben verschleiern (verheimlichen) und es kommt tausendfach in Deutschland vor, daß ein Kleinbauer sogar eine höhere Einkommensteuer zahlt wie der Gutsbesitzer im gleichen Dorfe.

Wären in Deutschland die Arbeiter und Bauern an der Macht, so würden zuerst die Gutsbesitzer enteignet und die Großbauern belastet. Sind dann noch nicht genügende Geld- und Nahrungsmittel für Staat und Bevölkerung vorhanden, dann erst würden die Kleinbauern stärker herangezogen. Dann würden die Kleinbauern aber auch freiwillig größere Opfer bringen, da sie sehen könnten, wie ihre Regierung sie bis zuletzt schont, und daß ein größeres Opfer ihrerseits notwendig ist, um schließlich Staat und Bevölkerung zu erhalten.

Die Bauern unserer Wolga-Republik aber mögen aus der Lage der Kleinbauern — und deren Ausplünderung in Deutschland erkennen, daß für sie selbst nichts verderblicher wäre, als erneut unter ein altes kapitalistisches Joch zu fallen. Sie würden bestimmt keine Traktoren, aber einen ganzen Sack voll Steuern, kein Land erhalten, aber dafür solches hergeben müssen, um Gutbesitzer zu schaffen. Statt Hilfe und Unterstützung aber würden sie die Krute und den Gewehrschloß auf dem Rücken spüren.

Der kapitalistische Staat bedeutet eben nur die Ausbeutung der Armen und den Schutz der Reichen. Der Sowjetstaat der Arbeiter und Bauern aber will den Aufstieg der Armen und die Vernichtung der reichen Ausbeuter und aller ihrer Vorrechte. Jeder Bauer unserer Wolga-Republik, der es ehrlich mit sich selbst und seinen arbeitenden Brüdern meint, muß darum den Sowjetstaat stützen und aufbauen helfen.

Züchten und aufbauen helfen werden unsere Bauern den Sowjetstaat dann, wenn sie alle Kräfte zur Bebauung ihres Bodens daransetzen. Wenn sie ihn

modern bearbeiten und so für gute Ernten Sorge tragen wächst ihr Wohlstand, so wächst auch der Wohlstand des ganzen Sowjetstaates. Er wird mächtig und kann seiner Bevölkerung immer mehr Hilfe geben. Die Steuern können weiter ermäßigt, Maschinen herangeschafft, Schulen eröffnet, Wege verbessert und die Industrie kann schneller hergestellt werden. Dann wird auch der Bauer billigere Industriewaren erhalten. Der Bauer kann weiter am Aufbau Sowjetrußlands mithelfen, wenn er seine Kinder regelmäßig zur Schule schickt und sie dadurch zu tüchtigen, nützlichen Menschen heranbilden läßt. Seine Söhne und Töchter werden dann an der Verwaltung des Sowjetstaates teilnehmen und mit ganzer Kraft für das Wohl des heranwachsenden Geschlechtes arbeiten können.

Wir hoffen, daß alle Bauern der Wolga-Republik dies einsehen und gemeinsam mit den Arbeitern und der kommunistischen Partei ihr Sowjetrußland gegen alle Angriffe, mögen sie kommen von welcher Seite sie wollen, schützen werden.

Rima.

In den ausländischen Gefängnissen schmachten tausende Proletarier. Kommt ihnen zu Hilfe!